



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Cöln am Rhein.

... Jedenfalls wird der Landtag, wenn auch kein wichtiges positives Resultat ihm folgt, den Vortheil bringen, daß der König die Stimmung und die Wünsche der Rheinprovinz unzweideutig kennen lernen wird. Die Presse reicht aus innern und äußern Gründen nicht aus. Was der Scheere der Censur entgeht, das sucht man auf andere Weise zu entkräften, indem man es verdächtigt und als das Geschrei Einzelner darzustellen sucht. Die Mythe erzählt, daß die Kureten nach der Geburt des Zeus, um sein Geschrei nicht zu Ohren seines Vaters gelangen zu lassen, mit ihren Schilden und Waffen einen solchen Lärm machten, daß der erhabene Kronos in der That Nichts von dem, was da unten vorging, merken konnte. Das Kunststückchen ist etwas alt; aber man hat es in neuester Zeit wieder hervorgesucht. Sie wissen, daß in unserm Ministerium einige Leute angestellt wurden, welche unter der Form von „Berichtigungen“ die Journalisten mit dem Lineal auf die Finger schlagen, wenn sie sich nicht hübsch gut und fromm aufführen. Sobald irgend eine Zeitung in den Provinzen einige Stoßseufzer und ein leises Gemurmel über diesen oder jenen Mißgriff der Regierung sich entschlüpfen läßt, kommen diese Kureten und machen mit ihren Schilden und Linealen das commandirte Geräusch. Die da unten schreien Herr, das sind keinesweges die Rechten, sondern die Linken; diese Stimmen kommen nicht aus dem Volke, aus der Masse der öffentlichen Meinung, sondern nur aus den Kielen müßiger Zeitungsschreiber, die ihrer Galle Luft machen wollen, denen wir aber sogleich die Köpfe zurecht setzen werden. So haben diese Kureten den armen Hermes bei Seite geschafft; nicht Hermes, den Sohn der Götter, der die Lyra erfand und den Argus tödtete, sondern unsern armen, höchst menschlichen Karl Hein-

rich Hermes, der die langen und breiten politischen Uebersichten in der Cölnischen Zeitung schrieb und der durchaus kein Sohn der Götter ist und durchaus Nichts erfunden und Nichts getödtet hat. Herr Hermes, der als Liberaler hieher gekommen ist, hat sich in dem Kampfe gegen die rheinische Zeitung so auf- und abgerieben, daß die Farbe des Mannes in letzter Zeit sehr schwer zu erkennen war. Herr Hermes wurde vor ungefähr 18 Monaten von Herrn Dumont = Schauberg hieherberufen, um sogenannte leitende Artikel für die Cölnische Zeitung zu schreiben; keinesweges aber, um die Redaction dieses Blattes zu übernehmen, wie Viele glauben. Letztere behielt sich der Eigenthümer selbst vor. Dadurch entstand ein Zwiespalt in der Haltung dieser Zeitung, die sie manchmal ihren Lesern zum Räthsel machte. Herr Hermes, der anfangs sich als bedeutend liberal gerirte, wurde von der rücksichtslosen Rheinischen Zeitung bald überflügelt. Dadurch wurde er grämlich, bitter, polemisirte gegen die Rheinische und ließ sich von seiner übeln, gereizten Laune so weit dahinstraffen, daß er allen Boden verlor und in manchen Artikeln so reactionär wurde, als wäre er ein Schüler Geng's oder Jarke's. Mit einem Worte, er holte die Kastanien aus dem Feuer, ohne ein Agent der Regierung zu sein, er verbrannte sich die Hände, ohne einen Dank dafür zu haben, und — zu seiner Ehrenrettung müssen wir es sagen — ohne einen zu verlangen.

Ein nicht unbedeutendes Talent ist hier ein Opfer des traurigen Zwiespaltes unserer Pressverhältnisse geworden. Der Regierung war er zu liberal, dem Publikum zu zahm; die Zeitung selbst mußte dies zu ihrem Nachtheile spüren. Die Cölnische Zeitung hat in München, Stuttgart, Dresden ic. einige Correspondenten, die entschieden der liberalen Richtung angehören. Die zweite Seite widersprach daher oft der ersten und eben so umgekehrt. Die Regierung, der die 8000 Abonnenten zählende Cölnische Zeitung nicht gleichgiltig ist, konnte im Grunde diesen undisciplinirten und oftmals einander widersprechenden Artikeln ihren vollen Gang lassen. Aber das liebe Laster des Zwieltregierens, dem unsere großen Herren in Deutschland nicht widerstehen können, spielte auch hier eine Rolle. Ein Artikel des Herrn Hermes hat vor Kurzem in den mächtigsten, gezähmtesten Ausdrücken von der unbehaglichen Stimmung in der Rheinprovinz gesprochen (über die sich wohl Keiner täuschen kann, der nur Ohren hat, um zu hören, was die letzten Censur = Edicts und dergl. für Aeußerungen hier hervorgehockt haben, Aeußerungen, die man einander nicht etwa bloß in's Ohr raunt). Alsogleich kam von Berlin ein Berichtigungs = Artikel angeflohen, der uns von dort aus belehrte, wie die Stimmung hier bei uns ist. Diese Berichtigung war zudem in einem so anma-

fenden, schulmeisterlichen Tone geschrieben, daß ihn Hermes allerdings nicht ruhig hinnehmen konnte. Ohnehin war das Verständniß zwischen ihm und Herrn Dumont-Schauberg nicht mehr dasselbe, wie es zur Einigung bei einer Redaction nothwendig ist. Herrn Hermes wurde daher durch die Regierung selbst ein Mittel in die Hand geliefert, seinen halb compromittirten Ruf wieder zu retten; er erklärte, daß man unter solchen Preshverhältnissen nicht mehr bestehen könne und daß er von der Cölnischen Zeitung zurücktrete. Eine komische Episode kam Herrn Hermes obendrein noch zu Hilfe. In seinem incriminirten Artikel kam der Ausdruck vor, man scheine in Preußen einen reactionären Weg einschlagen zu wollen. Gegen dieses „man scheine“ richtete der Berliner Berichtiger sein commandirtes Feuer. Wie, rief er ganz indignirt aus, Ihr selbst sagt, daß es bloß scheint, als wären wir reactionär, und darauf hin wagt ihr es, Schlüsse zu bauen. Ihr Schwerenöther, Ihr Maulmacher, Ihr Demagogen, Ihr — um alles Böse in einem Worte zu sagen — Ihr Journalisten! — Hinterher aber zeigte es sich, daß der Schein trügt. Hermes hatte nämlich ursprünglich in seinem Artikel keineswegs geschrieben, man scheine reactionäre Richtungen einzuschlagen, sondern sich ganz positiv ausgedrückt. Der hiesige Censor aber, zartfühlend wie alle seines Geschlechts, fand in einer solchen positiven Aeußerung etwas Undelicates, Unhöfliches. Er milderte daher dieselbe, indem er den Schein hineincorrigirte. Nun kam der Berliner Berichtigungsritter und stach mit seiner Lanze gerade in den Fleck, der ein Eigenthum des Censors war, also gerade in sein eigenes Fleisch und Blut. Ist das nicht lustig? Wenn der Schriftsteller positiv seine Meinung ausdrückt, so ändert es der Censor; wenn er sie in halben Ausdrücken veröffentlicht, so spießt ihn der Berichtiger. Ist das nicht die Geschichte von Münchhausen, auf den vorn ein Löwe und hinten ein Krokodil zugerannt kommt? Die Verlegenheit des guten Münchhausen endet damit, daß der Löwe gerade dem Krokodil in den Rachen läuft. In dem vorliegenden Falle ist der Ausgang ein fast ähnlicher.

— * —

II.

N o t i z e n.

— — Was man nicht Alles von China hört! Wir haben eine hübsche Geschichte von dort zu erzählen. Fa-Ho ist einer der mächtigsten Herrn im Reiche der Mitte und als solcher hat er auch ganz eigenthümliche Launen.

So z. B. hat Fa-Ho ein schönes Haus, wovon er den obern Stock vermiethet hat. Nun aber regnete es durch mehrere Dachlücken in die Wohnung der Miethsleute hinein. Diese unterschrieben daher eine achtungsvolle Bittschrift an Fa-Ho, worin sie ihn ersuchten, er möge doch gütigst das Dach neu decken lassen. Fa-Ho ließ ihnen aber bedeuten, es sei nicht wahr, daß es in's Haus regne, denn er selbst habe bisher noch gar Nichts davon verspürt. Vergebens wandten die betrübten Miethsleute ein, daß ihr Hausherr in der Bel-etage wohne und daher allerdings Nichts davon verspüren könne; daß übrigens unter ihnen, den Miethern, mehrere Maurer und Zimmerleute sich befänden, die ihrem Gewerke nach die Sache geprüft und die Ueberzeugung gewonnen hätten, das Dach sei mangelhaft und der hereinsfürzende Regen könne wohl gar am Ende dem Grundbau des schönen Hauses nachtheilig werden. Fa-Ho ließ ihnen zur Antwort sagen, es sei zu bedauern, daß Maurer und Zimmerleute um Baudinge sich bekümmerten; sie möchten trachten, sich bessere Ansichten zu verschaffen. In demselben Jahre ließ Fa-Ho ein anderes Haus bauen. Nun dachten die Maurer und Zimmerer, dieses Mal wird doch unser edle Hausherr uns zu Rathe ziehen müssen und wir werden durch Eifer und reife Prüfung unserem Herrn beweisen können, daß wir unser Fach verstehen und den besten Willen haben, ihm nützlich zu sein. Allein was geschah? Bei der Berathung des neuen Bauplanes wurde den Maurern, Zimmerleuten ic. der Rathsaal verschlossen. Fa-Ho ließ dagegen mehrere Kupferschmiede, Brauer und Hutmacher versammeln und fragte sie, was sie von dem Plane dächten. Diese wackern Männer hatten wirklich die besten Absichten. Aber da keiner was von der Geschichte recht verstand, so meinte der Kupferschmied, statt des Rauchfanges wäre wohl ein kupferner Kessel eher anzurathen; statt des Daches aus Kupfer könnte man wohl eines aus Filz machen, meinte der Hutmacher; statt des Treibhauses wäre wohl eine kleine Hopfenanlage eher zu wünschen, äußerte der Brauer u. s. w. Fa-Ho, im Grunde ein sehr geistreicher Mann, schüttelte spöttisch den Kopf. Was er sich wohl dabei dachte, ist unbekannt. Aber die Geschichte ist keine Erfindung, sondern sie war im Jahr 1843 in mehreren deutschen ernsthaften Blättern (auch in solchen, die nicht zu der schlechten Presse gehören) in ausgebreiteten Details zu lesen.

— Die Intendantur des Carlsruher Hoftheaters ist in die Hände eines Dichters gekommen. Der lebenswürdige Baron von Gemmingen hat sein Amt Herrn von Aussenberg übergeben. Gleich dem Wiener Hoftheater hat nun das Carlsruher einen Theaterdichter und einen Director in einer Person. Wir wollen hoffen, daß Herr von Aussenberg seine Stellung wenigstens eben so

gut begreifen wird, als Herr von Holbein. In gewissen Beziehungen läßt sich in Carlsruhe mehr thun, als in Wien. Ein Dichter, d. h. ein wahrer Dichter, kann an der Spitze einer guten Bühne dem ganzen deutschen Theater einen Impuls, eine neue Wendung geben. Der edle Zimmermann hat sich mit dieser Idee bis zu seinem Grabe getragen. Herr von Luffenberg hat den Ruf, im Leben ein Original zu sein. Wird er es auch als Bühnenleiter sein? An Erfahrung kann es einem Manne, der mehr als zwanzig Stücke geschrieben hat, nicht fehlen.

— — Der hübsche Flecken St. Goar am Rheine soll auf eine neue Weise colonisirt werden. Sämmtliche Dichter, die Preußen unterstützt, werden sich dort ansiedeln. Im Laufe dieses Sommers wird der größte Theil dieser neuen Colonisten sich dahin begeben; nämlich die beiden Dichter Freiligrath und C. Geibel, die zwei Königl. preussischen Pensionäre à 300 Thaler. Daß St. Goar dadurch, daß so viel Geld dort verzehrt werden wird, an Wohlhabenheit ungemein zunehmen muß, ist leicht zu erachten.

— — Ostende, die belgische Seestadt, die in den letzten Jahren so in die Mode gekommen ist, daß ihre Meerbäder jetzt zu den besuchtesten in Europa gehören, ist von einigen Speculanten als ein glänzendes und reichlohnendes Terrain für eine Spielbank erkannt worden. Eine Gesellschaft hat der Stadt zu diesem Behufe eine ungeheure Pachtsumme angeboten und obendrein die Erbauung eines Conversationshauses, Theaters &c. Der Gemeinderath hätte dem Antrage gern ein geneigtes Ohr geschenkt, aber die Regierung und die öffentliche Meinung haben sich so entschieden dagegen ausgesprochen, daß der Plan im Keim erstickte. Belgien, das durch sein Eisenbahnetz das Geld aller Spiel lustigen unter benachbarten Engländern, Franzosen, Holländern und Deutschen hätte fischen können (man braucht von Paris, London, Amsterdam &c. kaum 24 Stunden, um nach Ostende zu kommen) hat aus moralischen Gründen darauf verzichtet. In Nassau, Baden, Götten &c. steht die Moralität allerdings viel zu hoch, als daß man so eine kleine Hölle wie ein Spielhaus zu fürchten brauchte. Den heiligen Augustin konnte ja der Teufel selbst nicht verführen. — Ei du lieber Augustin! — — —

— — Ein junger holländischer Schriftsteller, Herr Berset, wurde vor einigen Wochen auf einer Reise durch Belgien vom Wahnsinn befallen und in das Hospital St. Jean in Brüssel gebracht. Dieses Krankenhaus ist mit einem großen Garten versehen, wo die Irren zu gewissen Stunden spazieren geführt werden. Auf einer solchen Promenade riß sich der unglückliche junge

Dichter von dem Arme seines Führers los und kletterte mit der Schnelligkeit eines Eichhörnchens einen der hohen Pappelbäume hinauf. Auf einer Spitze angelangt, die kaum mehr unter ihm halten konnte, ohne zusammenzubrechen, breitete er die Arme aus und schrie: Ich muß noch höher hinauf, ich muß in den Himmel fliegen. Die Wärter unten sahen mit Schrecken (dem Augenblick entgegen, wo der Wahnsinnige herunterstürzen und sich den Kopf zerschmettern würde. Man lief eilig in's Spital, schleppte Matrazen herbei und war so glücklich, den Boden rings um den Baum mit solchen zu belegen, ehe der Sturz eintraf. Wenige Augenblicke darauf brach der Zweig; Bersel stürzte Kopf über von der enormen Höhe auf die untergelegten Decken. Einem Moment lang blieb er wie todt liegen, dann erhob er sich langsam, strich sich die Haare aus dem Gesicht und sah staunend rings umher. Der schreckliche Sturz hatte ihm seine Sinne wieder gegeben, und wenige Tage später verließ er völlig geheilt das Spital. —

— — Glaser's Ost und West bringt seit einiger Zeit sehr interessante Artikel aus der Wallachei. Ein deutscher Arzt, der früher in Prag lebte und nun in Bukarest sich angesiedelt hat, Herr Dr. Bernhard Stolz, ist der Verfasser derselben. Es wird Einem ganz wunderbar zu Muth, wenn man aus einem Stück Welt, wo die europäische Civilisation noch um jeden Fußbreit Erde mit der asiatischen Sitte kämpfen muß, von deutschem Leben, deutscher Poesie u. hört. Es gibt in Bukarest ein deutsches Theater. In der Mitte von Wallachen, Russen, Armentern und Türken wird die Kohnfrau, werden Kogebue'sche Lustspiele gespielt. Dies Alles klingt so märchenhaft, wie die Zustände jener halb türkischen, halb europäischen Lande überhaupt oft an Tausend und eine Nacht erinnern.

Das Latein im neunzehnten Jahrhundert.

„Ich war,“ sagt Alphonse Karr im letzten Heft seiner *Guepes*, „was man einen ausgezeichnet tüchtigen Studenten auf der Universität nennt; sodann habe ich selbst Latein und Griechisch gelehrt und habe unter diesem Vorwande armen Knaben, die ich heute als Männer in den verschiedenen Ständen des Lebens wiederfinde, einen Theil der Langeweile verursacht, mit der mich meine Lehrer heimgesucht hatten. Es thäte mir Leid, wenn ich die alten Sprachen nicht verstünde, denn ich werde dadurch in den Stand gesetzt, von Zeit zu Zeit schöne, in trefflichem Styl geschriebene Gedanken zu lesen. Wenn es aber eine der angenehmsten Sachen ist, die man kennen kann, so ist es doch darum nicht minder eine der unnützeften gegenüber den Bedürfnissen und Nothwendigkeiten

des täglichen Lebens. Unter sechzig Böglingen, die gewöhnlich eine Gymnasialclassen ausmachen, ist es ein großes Unglück, wenn sich ein zukünftiger Dichter oder Schriftsteller befindet, und doch wird der ganze zehnjährige Gymnasial-Unterricht nur für diesen einen Dichter oder Schriftsteller ertheilt. Die andern neunundsfunzig, die Notare oder Aerzte oder Spezereiwarenhändler oder Eisenbahnbeamte oder Gott weiß, was sonst, sein werden, erhalten denselben Unterricht und verbringen unter andern zwei bis drei Jahre damit, daß sie lernen, lateinische, auch wohl gar griechische Verse zu machen, und der Himmel weiß, welche Verse! Es wäre in Wahrheit diesen Knaben für ihre Zukunft und die verschiedenen Professionen und Beschäftigungen, die im Leben ihrer warten, eben so nützlich, wenn sie die ganzen zehn Jahre Ball gespielt hätten, oder vielmehr, letzteres wäre ihnen nützlicher, weil ihnen dadurch wenigstens keine unpraktischen Ideen in den Kopf gesetzt worden wären. Zehn Jahre verbringt man damit, Latein zu lernen, oder vielmehr es nicht zu lernen. Denn wie viel Männer von vierzig Jahren, die nicht Philologen von Fach sind, wird man finden, die noch im Stande sind, einen guten lateinischen Brief zu schreiben, oder einen lateinischen Dichter ohne Hilfe von Noten und Wörterbuch zu lesen? Nicht einen unter zehn sage ich, und der Leser, der auf sich und seine Bekannten einen aufrichtigen Blick werfen will, wird es auch eingestehen, daß dem so ist und daß unter derselben Classe von Männern nicht viel mehr als einer von zehn im Stande ist, eine Aufgabe, die man einem Quartaner gibt, fehlerlos zu machen. So verbringt man also zehn Jahre, um kein Latein zu lernen — denn mit dem Griechischen steht es noch viel schlimmer, — und lernt Nichts von dem, was Jeder kennen sollte, nämlich die Gesetze seines Landes, die Rechte und Pflichten eines jeden Bürgers. Dafür aber weiß man, nein, hat man gelernt, nein, hat nicht gelernt, Latein und Griechisch. Und mit einem solchen Gepäcke ausgestattet, schickt man die jungen Leute in das Leben hinaus.“

Ernst gegen Hauman und Sivori.

Die Musfiker sind in gewisser Beziehung noch ärger daran, als die Schriftsteller; diese haben sich nur über Nachdrucker zu beklagen, jene sogar über Nachspieler. Der Violinist Ernst reclamirt so eben eine seiner Compositionen **Le Carnaval de Venise**, welche die Violinspieler Sivori und Hauman überall produciren, indem sie dieselbe als eine Composition Paganini's ankündigen. Es existirt nämlich ein neapolitanisches Lied *Cara mamma mia*, welches Paganini variirt hatte und unter dem Titel **Le Carnaval de Venise** in seinen

Concerten spielte. Ernst hat nun aber dasselbe Thema variirt, ohne es bisher im Druck erscheinen zu lassen (auch Paganini's Variationen sind noch nicht im Druck erschienen). Die Herrn Hauman und Sivori werden nun von Ernst beschuldigt, daß sie seine Variationen unter dem Namen der Paganini'schen spielen. Ernst weist beiden Herren nach, daß sie das Stück nicht früher gespielt haben, als sie es in seinen Concerten hörten; Sivori sogar nicht eher, als bis er in Pesth von einem Liebhaber, Doctor Huncandy, die Copie einiger Variationen erhalten hatte, die dieser Herr nach dem Gehör aufgeschrieben hatte. Der Brief, den Ernst über diesen Gegenstand an die Gazette musicale in Paris richtet, zeichnet sich durch eine echt österreichische Bonhommie aus. Ernst ist in diesem Augenblick in Kopenhagen.

Deutsche Studenten in Holland.

Die Universität Utrecht zählt, besonders in ihrer evangelisch-theologischen Facultät eine Anzahl deutscher Studirender. Lektin starb einer derselben und seine deutschen Kameraden beschloßen, ihn auf die an deutschen Universitäten gebräuchliche Weise zu beerdigen. So ging denn auch sein Leichenbegängniß Abends bei Fackelschein und unter Musikbegleitung vor sich, während die Studirenden in altdeutschem Costume (Sammttröcke, lederne Hosen, Kanonen, schwarz und weiße Schärpen) und mit blanken Schlägern dem Leichenzuge folgten. Am Grabe hielt ein Deutscher eine Leichenrede, die Studenten sangen die üblichen Trauerlieder und warfen dann auf das Grab, das ihren Kameraden aufgenommen, ihre Fackeln, die unter den Tönen einer Trauermusik erloschen. Die phlegmatische, für alles Ungewöhnliche und Poetische unempfindliche Bevölkerung Utrechts hat aber das Rührende dieser Sitte so wenig begriffen, daß sie einige der ruhig heimkehrenden Studirenden mißhandelten und daß sogar die Polizei auf ihre Intervention länger, als recht war, warten ließ.

Die Sonne von Paris.

Daß Paris ein heißes Pflaster hat, ist bekannt; daß es auch heiße Mauern hat, erfährt man so eben durch eine Gerichtsverhandlung vor dem Polizeigericht. Mehrere der bedeutendsten Druckereibesitzer wurden vor einigen Tagen vor dieses Tribunal vorgeladen, und zur Rechenschaft gezogen, daß sie mehrere Privat-Affichen auf weißes Papier druckten. Die französische Administration hat nämlich das sonderbare Gesetz eingeführt, daß nur amtliche Anschlagzettel an den Straßenecken auf weißes Papier gedruckt sein dürfen, während Privatannoncen nur auf gefärbtes Papier gedruckt werden können. Nun aber fand man mehrere Annoncen von Privatunternehmungen auf weißem Papier ge-

druckt und zog daher die Drucker in Untersuchung. Bei einer genaueren Besichtigung der incriminirten Zettel wies es sich jedoch aus, daß sie ursprünglich allerdings aus gefärbtem Papier bestanden, daß aber die Sonne die Farbe ausgezogen hatte.

Seelenwanderung einer englischen Novelle.

Kürzlich erschien in England: „Eine Reise an der Küste des baltischen Meeres.“ Aus diesem Werke brachte nun eine englische Zeitschrift Bruchstücke. Eins dieser Bruchstücke wurde in Form einer Novelle von der Revue britannique ins Französische übersetzt. Diese Revue erscheint jedoch nur alle Monate und der Uebersetzer (F. Coquille) theilte nach der Gewohnheit der Pariser Schriftsteller zugleich seine Arbeit einem Tagblatt, dem Constitutionnel mit, wo sie unter dem Titel „Zehn Tage auf dem Eise“ um einige Tage früher als in der Revue erschien. Aus dem Constitutionnel übersezte es das Frankfurter Conversationsblatt unter der Ueberschrift: „Die Schwärzer auf dem Eise“, und da es keine Quelle angab, so wurde dadurch ein französisches Journal verlockt, es wieder ins Französische übersetzen zu lassen, so finden wir nun plötzlich die ganze Geschichte unter der Ueberschrift Les Contrebandiers sur la glace (also unter dem Titel, welchen das Frankfurter Conversationsblatt erfand) in der letzten Nummer des Voleur, mit der stolzen Anmerkung: Article traduit de l'Allemand par l'un des rédacteurs du Cabinet de Lecture et du Voleur. Nehmen wir nun an, daß ein englisches Blatt nun wieder ohne Angabe der Quelle dieselbe Novelle aus dem Voleur übersezt und ihr eine andere Ueberschrift gibt, daß dann wieder ein drittes französisches Journal sie aus dem Englischen und ein deutsches Journal wieder aus dem Französischen übersezt, immer mit Veränderung des Namens und Verschweigung der Quelle, so daß sie dann wieder den Weg zurück und abermals hierher machen könnte, dann würden unsere Kindeskinde sich noch daran erlaben.

Saphir in Leipzig.

Saphir, jetzt Mitglied des hiesigen Literatenvereins, hat uns drei Vorlesungen gegeben; die erste zum Besten des literarischen Unterstützungs-Fonds, die zweite im Gewandhause, die dritte im Theater. Dreimal ein ungemein volles Haus und jedesmal ein Beifall, wie ihn das deutsche Publikum sonst nur den berühmtesten Virtuosen schenkt! In Saphir's Wortspielen liegt mehr als ein Spiel mit Antithesen und Aehnlichkeiten; sein Witz ist oft eben so tief-sinnig, rührend und vielsagend als scherzhaft und tändelnd; es ist oft ein wirklicher Humor, im wahrsten Sinne des Worts, darin. Man thut Unrecht, Saphir mit seinen Nachahmern und Nebenbuhlern zu verwechseln; er ist eine durch und durch originelle Erscheinung, die mit keiner andern verglichen werden kann und nach einem eigenen Maßstabe gemessen werden muß.